

Gender in den Literatur- und Kulturwissenschaften

Kanz, Christine

2002

<https://doi.org/10.25595/1265>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kanz, Christine: *Gender in den Literatur- und Kulturwissenschaften*, in: *Genderstudies* (2002) Nr: 1, 4-7. DOI: <https://doi.org/10.25595/1265>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

GenderOpen – Repository für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de



Gender in den Literatur- und Kulturwissenschaften

Die These, dass die von jedem und jeder gelebte, täglich neu reproduzierte Geschlechtsidentität (gender)

nichts anderes ist als ein kulturell konstruiertes Produkt, ein kunstvoll-künstliches Gewebe von Bildern, Zuschreibungen, Vorstellungen und Projektionen hat vor allem innerhalb der Sozial- und der Kulturwissenschaften, aber auch in der Medizin und der Biologie neue Forschungsperspektiven eröffnet.

von Christine Kanz*

Welche Stereotype von «Männlichkeit» und «Weiblichkeit» gibt es? Wie widersprüchlich sind sie und wie werden sie eingesetzt und vermittelt? Wodurch verändern sie sich? Welche Machtmechanismen liegen den Geschlechterverhältnissen zugrunde und wie funktionieren sie? Solche Fragen stehen im Mittelpunkt der Gender Studies. Sie haben sich in den letzten Jahrzehnten auch im deutschsprachigen Raum zu einem eigenständigen Forschungszweig etabliert.

Was sind «Gender Studies», inwiefern unterscheiden sie sich von den «Women's Studies»?

Die Gender Studies sind nicht als eine eigenständige, homogene Disziplin zu begreifen. Sie sind weder auf ein geschlossenes Theoriegebäude noch auf ein bestimmtes methodisches Verfahren festzulegen. Vielmehr stellen sie eine interdisziplinäre Forschungsrichtung dar, unter deren Dach sich ganz unterschiedliche Theoreme und Zielsetzungen zusammenfinden bzw. sich aneinander reiben. Der Pluralismus von Methoden und Fragestellungen ist für sie ebenso kennzeichnend wie Inter- und Transdisziplinarität.

Die Analysekategorie Gender, die die Beziehungen der Geschlechter untersucht, soll dazu verhelfen, «das Phänomen der Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern zu erfassen,

*Dr. Christine Kanz ist Germanistin, Assistentin am Institut für Germanistik an der Universität Bern.

ohne an dem problematisch gewordenen Postulat einer gemeinsamen 'weiblichen' Erfahrung oder einer universellen Unterdrückung von Frauen festzuhalten.» (R. Hof, Genus, S. 21) Den Gender Studies geht es also weniger darum, die Kritik der Women's Studies am Ausschluss von Frauen fortzusetzen (zu vergessenen Autorinnen vgl. z.B. H. Gnüg u. R. Möhrmann [Hg.], Frauen Literatur Geschichte), als vielmehr die den Geschlechterverhältnissen zugrundeliegenden Machtmechanismen zu analysieren. Wie werden sie hergestellt? Wie funktionieren sie? Das sind die Fragen, die hier im Zentrum stehen.

Gender Studies in den Literatur- und Kulturwissenschaften

Konzepte des «Weiblichen» und des «Männlichen» gehen in natur-, sozial- und kulturwissenschaftliche sowie mythische, religiöse oder künstlerische Diskurse ein. Dass es gerade auch literarische Texte sind, in denen sich geschlechtsspezi-



fisches Bewusstsein oder Unbewusstsein ausprägt und in denen Geschlechterbilder reproduziert oder hinterfragt werden, legt nahe, der Kategorie Gender bei der Analyse von Texten mehr Aufmerksamkeit als bisher zu widmen. Ginge es nach der Genderforschung, dann würde die Geschlechterkategorie – ergänzt von den beiden anderen Differenz-Dimensionen «race» und «class», die ebenfalls die Prozessualität hierarchisierender Differenzierung akzentuieren – als eine der wichtigsten Analysekatoren innerhalb der Literaturwissenschaften und der Kulturwissenschaften gelten.

Vor allem in den USA spielt die Berücksichtigung der Differenzen innerhalb der Geschlechterdifferenz, also jener Kategorien, die das klassische Paradigma der Geschlechterdifferenz ergänzen und durchkreuzen, wie Ethnizität, Nationalität, soziale Herkunft und sexuelle Orientierung, bislang eine weitaus grössere Rolle als bei uns. Im deutschsprachigen Raum ist «race» innerhalb der Gender

Literatur:

> Bussmann, Hadumod u. Renate Hof (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart 1995.

> Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M. 1991 (engl. Gender Trouble. London u. New York 1990).

> Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin 1995 (engl. Bodies that matter. New York 1993).

Studien eine untergeordnete Kategorie, die Konstruktion etwa von «whiteness» kein Thema (dafür zunehmend die Frage nach der Konstruktion von jüdischer Alterität). Erst neuerdings wird die Verknüpfung von «race» und «Gender» als ein längst überfälliger Forschungszusammenhang betrachtet, über den neuere Perspektiven der Gender-Forschung aufgegriffen und diskutiert werden können

Gender Studies und Kulturwissenschaften gehören eng zusammen. Einige der Ansätze, Fragestellungen und Leitlinien, die von der feministischen Forschung seit über fünfundzwanzig Jahren verfolgt worden sind, z.B. das Plädoyer für eine interdisziplinär ausgerichtete Germanistik, die Infragestellung des traditionellen literarischen Kanons sowie die Verabschiedung des klassischen Kulturbegriffs, gehören nun zu den grundlegenden Paradigmen der gegenwärtig weithin diskutierten (Sammel-)Disziplin Kulturwissenschaften.

Wie eine verstärkte Einbindung von Gender als Analysekatoren in die Kulturwissenschaften funktionieren kann, hat auf vorbildliche Weise das 1995 erschienene und inzwischen zum Standardwerk avancierte Handbuch «Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften» vorgeführt, in dem die Sprachwissenschaftlerin Hadumod Bussmann und die Amerikanistin Renate Hof Beiträge renommierter Forscherinnen aus den Literatur-, Sprach-, Kunst-, Musik- und Geschichtswissenschaften, der Theologie und der Philosophie zusammengestellt

haben. Ihm kann seit Mitte 2000 ein weiteres Gender-Handbuch (die von Inge Stephan und Christina von Braun herausgegebenen «Gender-Studien») zur Seite gestellt werden, das neben den obengenannten Disziplinen auch Wissenschaftsbereiche wie die Rechts- und die Wirtschaftswissenschaft, die Informatik oder die Agrarwissenschaft mit berücksichtigt.

Können die Gender Studies die Praxis der Kulturwissenschaften verändern?

Könnte man die Frauenbewegungen noch klar gesellschaftlichen und politischen – eben feministischen – Fragestellungen zuordnen, und war auch die Frauenforschung noch in dem Sinne politisch motiviert, als sie sich um die Gleichstellung der Frauen (innerhalb der Gesellschaft und besonders auch innerhalb von Wissenschaft und Geschichte) bemühte, so ist das bei den Gender Studies etwas komplexer. Eine Person, die Gender Studies betreibt, muss noch lange nicht feministisch motiviert sein (im Sinne von: die Anerkennung der Gleichwertigkeit der Frauen im Blick haben). Dennoch kann die von ihr betriebene Erforschung des Geschlechterverhältnisses die Praxis in ihrer Wissenschaftsdisziplin dahingehend verändern, dass sich gerade für Frauen tiefgreifende Verbesserungen ergeben.

Was die Literaturwissenschaften anbelangt, so macht sich auch an deutschsprachigen Universitäten eine Kanonverschiebung bemerkbar, zumal dort, wo die Gender Studies bereits institutionell verankert sind. Statt Seminare über «Das bürgerliche Trauerspiel» findet man etwa in der Germanistik nun vermehrt Angebote wie «Die Geschlechtertypisierung in Dramen von Autorinnen und Autoren des 18. Jahrhunderts». Statt um «Weiblichkeit in der Prosa Ingeborg Bachmanns» geht es eher um «Die Geschlechterkonstruktionen in den Prosatexten Ingeborg Bachmanns und Uwe Johnsons», oder es werden Seminare wie «Rasse, Klasse und Geschlecht um 1900» angeboten.

Möglicherweise gerade aufgrund dieses kritischen Interesses an dem Zusammenspiel von Strukturen, das Frauen wie Männer gleichermaßen in den Blick nimmt, werden die Gender Studies innerhalb der universitären Landschaften stärker akzeptiert und sind schon jetzt weitaus etablierter als es die Women's Studies jemals waren bzw. sein konnten. Das zeigt sich nicht zuletzt darin, dass es auch immer mehr männliche Wissenschaftler gibt, die an ihnen interessiert sind oder sie betreiben, allerdings mit der Tendenz, sich schwerpunktmässig auf die sogenannten Men's Studies zu konzentrieren (vgl. u.a. W. Erhart u. B. Herrmann [Hg.], Wann ist der Mann ein Mann?).

Der Streit um «sex» und «gender»

Einen entscheidenden Richtungswechsel innerhalb der Forschung lösten die Thesen von Judith Butlers Buch *Gender Trouble* (1990) aus. Seither gibt es eine heftige theoretische Debatte um die Begriffe «sex» und «gender».

Die Unterscheidung zwischen einem biologisch fundierten Geschlecht (sex) einerseits und den jeweils kulturell konstruierten, variablen Geschlechtszuschreibungen (gender) andererseits, hatte ursprünglich die Aufmerksamkeit darauf lenken sollen, dass Geschlechterbeziehungen nicht als statisch und naturgegeben zu verstehen sind, sondern dass sie kulturell und historisch spezifische Regelsysteme repräsentieren. Konkret bedeutet das auch, dass wir alle jeden Tag unser Geschlecht erneut reproduzieren. Deborah Cameron formuliert das so: «Gender is not something women and men have, it is a sedimentary effect of the things they do.» (D. Cameron: *Verbal Hygiene for Women. Performing Gender Identity*, in: U. Pasero u. F. Braun [Hg.], *Konstruktion von Geschlecht*, S. 145)

Da es den Gender Studies vor allem um eine Analyse der den Geschlechterverhältnissen zugrundeliegenden Machtmechanismen geht, um die Frage, wie sie hergestellt werden und wie sie funktionieren, schienen sie, anders als die Women's Studies,

> Erhart, Walter u. Britta Herrmann (Hg.): Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit. Stuttgart 1997.

> Gnüg, Hiltrud u. Renate Möhrmann. Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 2. vollst. neu bearb. und erw. Aufl. Stuttgart 1999.

> Haraway, Donna Jeanne: *Primateen, Cyborgs und Frauen*. Hrsg. u. eingeleitet von Carmen Hammer und Immanuel Stiehl. Frankfurt a.M. 1995.

gegen den Vorwurf gefeiert, essentialistisch bzw. biologistisch, zu argumentieren. Nach Ansicht mancher Wissenschaftlerinnen tragen sie statt dessen sogar «zur De-Essentialisierung der Konzepte 'Frau', 'Mann'» bei. Sie schaffen, davon ist z.B. Gabriele Rippl überzeugt, «Raum [...] für die Berücksichtigung unterschiedlicher Vorstellungen dessen, was eine bestimmte Epoche oder eine bestimmte Kultur meint, wenn sie von 'Frau' und 'Mann' spricht. [...] 'Frau' konnotiert in unserer westlichen Kultur heute nur deshalb Passivität, Gefühl, Körper, Natur und Anpassungsfähigkeit, weil 'Mann' Aktivität, Rationalität, Geist, Kultur und Individualismus verkörpert. Dies macht deutlich, dass sich die Positionen 'männlich'/'weiblich' gegenseitig bedingen und keine unabhängigen Kategorien sind.» (G. Rippl, *Feministische Literaturwissenschaft*, S. 231)

Die Unterscheidung von «sex» und «gender», mit der bis heute zahlreiche Wissenschaftlerinnen innerhalb der Gender Studies operieren, stellten Judith Butler, Teresa de Lauretis und andere Anfang der neunziger Jahre in Frage. Die «Voraussetzung eines vordiskursiven, 'biologischen Geschlechts'» reproduziere selbst «einen Machteffekt des Diskurses», meint Butler. Die Kategorie «sex» ist danach letztlich nichts anderes als «gender», also ebenfalls ein Produkt sich ständig wiederholender, sich gegenseitig bedingender und bestätigender diskursiver Prozesse. Wie aber, so stellt sich dann die Frage, liesse sich ohne ein politisches Subjekt – eben «die Frauen» – noch feministische Politik formulieren? Diese Aporie hat zu heftigen Kontroversen und auch zu Spaltungen innerhalb der feministischen Bewegung und der Gender Studies geführt.

Lust am Gender-Spiel und die Medialisierung von Geschlecht

Gleichwohl hat der Streit um «sex» und «gender» in den letzten Jahren auch zu produktiven Ergebnissen angeregt, vor allem auch im Zusammenhang mit den neuen Technologien. Insbesondere amerikanische Gendertheoretikerinnen propagieren heute den spielerischen Umgang mit den neuen technischen Möglichkeiten. Donna Haraway ist vielleicht die prominenteste Wissenschaftlerin, die darauf hinweist, dass die mit dem Internet entstehende Kultur, alte Identitäten in Frage zu stellen, in neue Rollen zu schlüpfen, sie virtuell auszuprobieren, genutzt werden soll, um alte Geschlechterkonventionen in Frage zu stellen, mit der jeweiligen Geschlechtsidentität zu spielen. In ihrem Bild des virtuellen Cyborgs verdichten sich imaginäre und materielle Realität, verwischen sich die Grenzen zwischen Organismus und Maschine, Tier und Mensch, Körper und Geist, Mann und

Frau. Als neue Möglichkeiten zur Überwindung althergebrachter Dichotomien sind solche Grenzverwischungen spielerisch zu genießen – so Donna Haraways Plädoyer 1995 in ihrem Buch «Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen». Doch nicht nur auf theoretischer Ebene, sondern auch in Bereichen der Alltagskultur hat die sich immer mehr zum allgemeinen Konsens etablierende Überzeugung von der kulturellen Konstruiertheit der Geschlechter neue Möglichkeiten eröffnet, im Bereich der Geschlechterfrage mehr Kreativität und Improvisation spielen zu lassen. Zahlreiche Frauenkabarets, Geschlechter-Performances und -Maskeraden auf den Kulturprogrammen deutscher und internationaler Grossstädte spiegeln das neue Bewusstsein.

Und auch die zeitgenössische deutsche Literatur hat inzwischen nachgezogen: Thomas Meineckes Furore machender, fröhlich-lapidarer Gender-Musik-Text «Tomboy» (Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998) rekurriert auf sämtliche Ergebnisse der Gender Studies in den 1990ern. Bereits der Titel von Meineckes Buch deutet an, dass es dem Autor um die Gender-Materie geht, versteht man unter tomboys doch kleine Mädchen, die lieber grosse Jungen sein wollen. Gleich auf den ersten Seiten stösst man auf sämtliches, seit einigen Jahren zirkulierendes Gender-vokabular. Von Natur, Schein, konstruierter Natürlichkeit und später dann von Drag Queens, Schwulen, Lesben, Transsexuellen, Female Impersonators oder Cyborgs ist hier die Rede. Sämtliche Women-, Men-, Gender-, Queer-, Cyber- und Cross-dressing-Strömungen werden in dem Text verwoben. Traditionelle Geschlechterrollen werden ganz offensichtlich vertauscht; fast so, wie es Judith Butler in ihrem Theorie-Bestseller «Gender Trouble» eingefordert hat. Auch wenn der Autor immer wieder seine Belesenheit auf gendertheoretischem Gebiet unter Beweis stellt, etwa wenn er, neben den provokanten Ausführungen Butlers, die kuriosen Thesen der amerikanischen Mediävistin Carolyn Walker Bynum aus «Fragmentation and Redemption» kenntnisreich und ausführlich paraphrasiert, ist «Tomboy» doch weit mehr als eine literarische Aufarbeitung des (us-amerikanischen) Gendertheorie-Diskurses. Letztlich ist der Roman ein Text über Gender in den Medien bzw. über die Medialisierung von Gender. Was Meinecke, Musiker und Radio-DJ aus Oberbayern und aktives Mitglied der Insider-Popgruppe FSK vorführt, ist, dass und wie Gendertheorien und Geschlechtsrollenwechsel derzeit in allen Medien thematisiert werden. Ob im Radio, auf der Platte, auf CDs, auf der Kinoleinwand, im Videofilm, in Büchern, in Zeitungen, am Telefon oder im Fernsehen: Gender Studies haben derzeit Hochkonjunktur.

Was bedeutet diese Medialisierung des spielerischen Umgangs mit Geschlechterkonstruktionen aber nun für die konkrete Lebensrealität von Frauen, um die es doch ursprünglich einmal ging? Die Soziologin Elfriede Üner findet folgende Antwort: «Zweigeschlechtlichkeit wird nicht mehr als unverrückbare biologische Basis angenommen; die soziale Konstruktion der Geschlechtlichkeit bzw. der Geschlechterdifferenz steht jetzt im Vordergrund, und die Alltagsannahme der Zweigeschlechtlichkeit wird als restriktives Überbleibsel überholter gesellschaftlicher Strukturen betrachtet. Frauen sind nicht einfach weiblich, sie verfügen über Variationen von Weiblichkeitssymbolen und Identitätsbildern.» (Vorlesungsverzeichnis der Universität München, WS 1994/95) Dem wäre ergänzend hinzuzufügen, dass Frauen – zumindest theoretisch – auch über sogenannte «männliche» Identitätsmuster verfügen können. Ähnliches gilt umgekehrt natürlich für Männer wie gerade auch für all jene Menschen, die sich nicht zwischen einem der beiden normativen Geschlechter entscheiden können oder wollen.

> Lauretis, Teresa de: Technologies of Gender. Essays on Theory, Film, and Fiction. Bloomington u. Indianapolis 1987.

> Pasero, Ursula und Friederike Braun (Hg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler 1995.

> Rippl, Gabriele: Feministische Literaturwissenschaft. In: Miltos Pechlivanos, Stefan Rieger u. a. (Hg.): Einführung in die Literaturwissenschaft. Stuttgart 1995, S. 230-240.

> Stephan, Inge u. Christina v. Braun (Hg.): Gender-Studien. Eine Einführung. Stuttgart 2000.

> Walker Bynum, Caroline: Fragmentierung und Erlösung. Geschlecht und Körper im Glauben des Mittelalters. Frankfurt a.M. 1996.

Auszüge aus: Christine Kanz: «It's not that we have gender, we are doing gender». Geschlechterverhältnisse als kulturelle Konstrukte. Bericht für das Goetheinstitut. München 2000.

